

Eine Kleinbasler Chronik des 18. Jahrhunderts [Wilhelm Linder]

Autor(en): Albert Burckhardt-Finsler

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1907

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/852a891f-8098-49b4-baf7-8b60ea17f7ac>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



Eine Kleinbasler Chronik

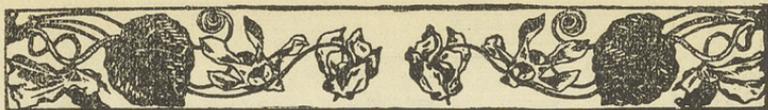
des 18. Jahrhunderts.

Von Alb. Burdhardt-Zinsler.

Einleitung.

Durch die Gefälligkeit des Herrn Bibliothekar Prof. Schneider wurde ich auf einen aus der ehemaligen Kirchenbibliothek stammenden Folianten unsrer Universitätsbibliothek aufmerksam gemacht. Dieser enthält neben einer Anzahl von gedruckten Stücken wie der Fortführung der Wurstisen'schen Chronik und mehreren Verordnungen auch eine Reihe umfangreicher handschriftlicher Aufzeichnungen, so eine Beschreibung der Jubelfeier löblicher Universität von 1760, Tabellen über das bezogene Weingeld, ein Memorial über den Lachsfangstreit bei Kleinhüningen von 1736 und eine kurze Darstellung des Bauernkrieges von 1653.

Von besonderm Interesse aber sind die von der gleichen Hand herrührenden Aufzeichnungen, welche sich auf die kleine Stadt, ihre Geschichte, bauliche Entwicklung und im Besondern auf die drei E. Gesellschaften beziehen. Wir erhalten da einen Einblick in das Leben Kleinbasels im achtzehnten Jahrhundert. Sitten und Gebräuche werden ausführlich geschildert, alle die



kleinen Begebenheiten und Ereignisse, welche die Bürger in angenehme oder unangenehme Aufregung versetzten, werden verzeichnet, und in gewissenhafter Weise sind die öffentlichen und die größern privaten Gebäulichkeiten innerhalb und außerhalb der Tore aufgezählt, wobei den vielen Mühlen und andern gewerblichen Einrichtungen ein besonderes Interesse gezollt wird. Eine förmliche Chronik endlich registriert in annalistischer Art und Weise eine Anzahl an sich meist unbedeutender Tatsachen, die sich aber in Verbindung mit den übrigen Aufzeichnungen zu einem Gesamtbilde des damaligen Kleinbasels mit seinen Licht- und Schattenseiten vereinigen lassen.

Der Verfasser dieser Aufzeichnungen ist Wilhelm Vinder, Mitmeister der Gesellschaft zum Rebhaus und von 1781—1786 Landvogt zu Waldenburg. Über seine Schicksale berichtet uns L. Freivogel im Basler Jahrbuch von 1902 (Stadt und Landschaft Basel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts). Wir erfahren da, daß Vinder im Jahre 1721 geboren wurde, daß er sich in erster Ehe mit Elisabeth Brodbeck und in zweiter mit Anna Jundt vermählte und daß sein einziges Kind, Helene, den Gerber Martin Wentz, den späteren Bürgermeister, heiratete. Wilhelm Vinder beschäftigte sich in seiner Mußezeit vielfach mit der Geschichte seiner Vaterstadt und hinterließ mehrere handschriftliche Arbeiten, unter denen der vorliegende Foliant, ein mehrbändiges Diarium und ein ausführliches Basler Nennerbuch wohl die wichtigsten sind. Er starb im Jahre 1801.

Versuchen wir es nun an Hand dieser Vinder'schen Aufzeichnungen, und so viel als möglich mit den eigenen Worten des Chronisten, das Leben und das Treiben unserer Vorfahren vor hundertfünfzig Jahren darzustellen und so einen Beitrag zu liefern zu der Sittengeschichte unsrer Vaterstadt am Vorabend der großen Umwälzungen, welche auch bei uns durch die französische Revolution herbeigeführt worden sind.



Kleinbasel oder, wie man offiziell sagte, die mindere Stadt darf sich dessen rühmen, daß sie durch die Jahrhunderte hindurch ihren besonderen Charakter stets gewahrt hat. Dies gilt sowohl von der Anlage und der Bauart der Stadt als auch von der Denkweise ihrer Bürger und Einwohner. Wohl ist durch den enormen Aufschwung unserer Vaterstadt, an dem auch Kleinbasel seinen reichlichen Anteil besitzt, manches verloren gegangen oder verwischt worden, was noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die kleine Stadt kennzeichnete. Wohl hat eine ganze Anzahl angesehenen Kleinbasler Familien der alten Heimat den Rücken gekehrt und sich in den neuen Quartieren vor den Toren der großen Stadt angesiedelt. Man vergleiche nur zum Beispiel das Verzeichnis der Bewohner der Rebgasse von 1860 mit demjenigen unsrer Tage und man wird erstaunen, was für ein Wechsel in Bezug auf die Bevölkerungsschichten im Laufe von 45 Jahren sich vollzogen hat. Allein trotz alledem hat Kleinbasel manche seiner Eigentümlichkeiten durch allen Wechsel der Zeiten hindurch bewahrt, so daß es viele Leute auf dem linken Rheinufer gibt, welche gar nicht begreifen können, daß man sich auch im Riechen-Bläsi- oder Horburgquartier ganz wohl und heimisch fühlen kann.

Viel mehr traten natürlich diese Eigentümlichkeiten und manchmal auch Absonderlichkeiten in frühern Zeiten zu Tage, da unsre Stadt noch nicht einem das öffentliche wie das private Leben nivellierenden Zeitgeiste so große Opfer gebracht hatte.

* * *

I. Die bauliche Beschaffenheit Kleinbasels im 18. Jahrhundert.

A. Der Teich.

Derjenige Faktor, welcher für den baulichen Zustand Kleinbasels in erster Linie maßgebend geworden ist, datiert schon aus den ersten Zeiten des Bestehens der Stadt, es ist dies der



Teich, jener aus der Wiese abgeleitete Gewerbekanal, der in mehreren Armen das Weichbild der Stadt durchfließt und früher noch in kleinen offenen Rinnen fast sämtliche Straßen bewässerte. Seit etwa 40 Jahren sind diese Bächlein, welche bald karminrot, bald indigoblau flossen, je nachdem gerade in den Seidenfärbereien mit dieser oder jener Farbe hantiert wurde, vollkommen verschwunden. Für die Schuljugend waren sie eine Quelle großer Belustigung, gaben etwa auch Veranlassung zu schlimmen Streichen, waren aber jedenfalls nicht mehr zu halten, als einerseits der Straßenverkehr sich ungemein steigerte und andererseits den sanitarischen Zuständen der Stadt eine größere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Der Teich mit seiner Wasserkraft veranlaßte nun seit alter Zeit die Errichtung einer großen Anzahl von gewerblichen Betrieben und gestaltete so Kleinfasel zum eigentlichen Industriequartier der Stadt. Zunächst waren es die Mühlen, die fast ausschließlich hier sich befanden; nur das St. Albantal und der Rümelinbach machten in dieser Hinsicht Konkurrenz. Später kamen noch weitere Betriebe wie Säge, Walke, Hammerschmiede, Öle und Reibe, und mit dem Aufkommen der Industrie im 18. Jahrhundert gesellten sich auch noch mehrere Fabriken dazu, während die mit der Seidenindustrie in Verbindung stehenden Färbereien, wenn auch nicht die Kraft des Teiches, so doch dessen Wasser zum Waschen der Ware in Anspruch nahmen. Gerade in dem Zeitabschnitt, den die Aufzeichnungen Linders behandeln, vollzog sich ein lebhafter Wechsel des Gewerbes, was denn auch dem Chronisten zu folgender Aufzeichnung Anlaß gab: „Der Wasser-Canal oder Teich, welcher alle Gewerbe der mindern Statt in Thätigkeit setzet und so viel hundert Tucharten Land in einem stundlangen Lauf, so er in der Basler Botmäßigkeit zubringt, mit seinem alljährlich mit sich führenden Schlamm bereichert, ist ohnstreitig die Grundlage zu aller daran liegender Einwohner Wohlergehen.



und der Grund, daß die Kleine Stadt an diesem so komlichen Ort erbauet worden. Man wird sich nicht irren, wen man behauptet, daß dieser Wässerungscanal mit dieser Stadt den gleichen Anfang genommen.

Der Canal nimmt seinen Anfang aus dem Wiesenfluß in dem Stettermer Dorfbann, under St. Bläsy-Matten kommt noch eine größere Menge Wasser durch. Der Müller besorgt's Wuer dazu; lauft also mit dem Rieienteich vereinbart bis auf den Holzplatz, da scheidet sich der Canal in zwei Ärme, der kleinere nimmt seinen Lauf gegen den Dratzug und treibt da eine Mahlmühle, Strumpfwalke und Saflorstampfe, auch Gibsreibe. Der größere Arm des Canals lauft neben dem Rieenthor vorbei, treibt die obrigkeitliche Sägen gegenüber des Iselins Blaicher Walke, ein Sägen und Materialstampfe. Bei ersterer Sägen wird ein kleiner Bach aus dem Canal genommen, welcher durch ein gewölbten Gang under der Straß durchfließt, und durch Herrn Dreierherr München Rebgarten offen durch das Rieenthor durchlauft, oben an der Rübgaß einen Ast seines Wassers, an der Uthengäß den zweiten, und an der Rheingäß den dritten Rest des Wassers abgiebt, wodurch nicht nur alle Unreinigkeiten des größten Theils der Statt abgeführt, bei großer Hiß eine angenehme Kühle verursacht, viele in diese drei Bäch gelegte Deuchel den Gewerben das nötige Wasser ins Haus schafft und auch in Feuersgefahr das üblichste Mittel zur Rettung darreicht.

Dieser obstehende größere Canal lauft neben dem Rieenthor an der Stadtmauer vorbei, treibt ein von Gerichtsherr Ritter aufgeführtes ganz neues Gewerb zu einer Tabakreibe auf dem Dratzug, wo sich beide Canal wider vereinbahren und gleich darauf in drei Äste under der gewölbten Stadtmauer durchlaufen. Der erste von diesen Canälen, der hindere Teich genannt, treibt in der Stadt 1) Herr Niclaus Merian Lau-



stampfe, 2) die Claramühle, 3) Ramrathmühle, 4) Rößlinmühle, 5) die Höllenmühle, 6) die Drachenmühle, 7) die hindere und 8) die vordere Klingenthalmühle.

Am mittleren Teich 9) die Strumpfwalke, 10) die Sternemühle, 11) Schwarz-Eselmühle, 12) Ochsenmühle, 13) Sägemühle, 14) Orthmühle, 15) zwei Schleiffenen, 16) Ziegelmühle.

Am kleinen Teich 17) die Blau-Eselmühle, 18) die kleine Mühle und Balier, 19) die Sägen und Gibsreibe.“

Nachdem auf diese Weise unser Schriftsteller die Bedeutung des Teiches, in deren Wertschätzung er mit vielen Kleinbaslern und Wasserinteressenten unserer Tage vollkommen übereinstimmt, dargelegt und die von dessen Wasserkraft lebenden Gewerbe aufgezählt hat, gibt er noch eine eingehendere Beschreibung aller am Teich liegenden Gewerbe, auch derjenigen, welche nur das Wasser als solches und nicht die Kraft in Anspruch nehmen. Es würde wohl zu weit führen, wenn wir auch diesen Abschnitt wörtlich wiedergeben wollten, so daß nur die Angaben in den folgenden Zeilen zur Verwertung gelangen sollen, die einen besonderen Aufschluß über die Bau- und Wirtschaftsgeschichte Kleinbasels enthalten.

Ein Gewerbe, das in Basel nicht mehr betrieben wird, sind die Bleichen. Oberhalb der Schorenbrücke errichtete Dreierherr Lukas Hagenbach zur Laute im Jahr 1746 eine solche Bleiche. Es wurde ihm auch erlaubt, einen kleinen Kanal zum Betrieb einer Tuchwalke zu graben. Dabei suchte man die übrigen Bleicher mit ihren Vorstellungen zum Schweigen zu bringen durch das Versprechen, daß Hagenbach nur seine eigene Ware bleichen werde. Übrigens war die Errichtung dieser Bleiche, durch welche der Waidgang des Kleinbasler Viehes beeinträchtigt wurde, mit vielen Streitigkeiten verbunden. Acht Jahre lang zankten sich Dreierherr Hagenbach mit den E. Gesellschaften



herum, und erst 1750 erfolgt ein Friedensschluß, über den Vinder folgendes zu berichten weiß:

„Ist endlich der bey 8 Jahren gedauerte Streit der Klein-Basler wegen dem Waidgang seiner neu angelegten Bleiche bey der Schorenbruck von Dreierherr Hagenbach durch die Vorgesetzten aller drey Gesellschaften gütlich entscheiden worden. Bey diesem weit aussehenden Handel zogen vormahls einige hundert Burger mit Rärsten und andern Instrumenten herauß und rissen ihm ein groß Stück seines neuen Haags aus der Wurzel, legten es auf Haufen und verbrannten alles. Endlich durch Gewinnung der Zeit wurden seine stärksten Widersächer seine eifrigsten Anhänger.“

An einer andern Stelle wird berichtet, was für große Opfer Hagenbach bringen mußte, um die Kleinbasler zu befriedigen. Einmal stellte er diesen seine Matten zu Riehen, „so er mit vieler Müß und Gewalt den Riehemer Bauern abgedrungen“, für den Waidgang zur Verfügung, ferner wurde auf seine Kosten der Kirchturm zu Riehen ausgebessert und das Armengut mit 300 fl. beschenkt, und endlich mußte Hagenbach jeder der drei E. Gesellschaften 200 fl. bezahlen.

Übrigens hat Dreierherr Hagenbach diesen Friedensschluß nicht lange überlebt; er starb schon 1751. Unter seinem Sohne kam das Tuchgeschäft ins Stocken, so daß er für seine Bleiche alle möglichen Aufträge anderer Fabrikanten und sonstiger Kunden ausführte, was wiederum zu vielen Streitigkeiten führte. „Er starb aber jung als Sechser zu Räßleuten 1759 aus Zorn wegen den Klein-Baslern.“

An der Schorenbrücke auf dem rechten Ufer des Teiches befand sich seit 1759 die von Leonhard Burckhardt zur goldenen Münze, nachherigen Meister zum Schlüssel, gegründete Indienne-fabrik. Auf der andern Seite des Teiches bis gegen die Riehen-



straße lagen die industriellen Gebäulichkeiten der Gebrüder Emanuel und Samuel Röhner. Ursprünglich war es ein einziges Geschäft; allein bald trat eine Trennung ein. Wilhelm Binder, der bei Emanuel Röhner, „der durch seinen Baugelast die Separation veranlaßt“, angestellt war, bespricht diese Etablissements besonders ausführlich. Emanuel Röhner erweiterte das Geschäft durch eine Reihe stattlicher Bauten, welche auch heute noch, da doch gar manche Änderungen daran vorgenommen worden sind, Zeugnis ablegen für den unternehmenden Geist des Erbauers. Auch auf der andern Seite der Riehenstraße kaufte Röhner ein größeres Grundstück und führte daselbst einige Bauten aus, was ihn aber in einen ärgerlichen Prozeß mit seinem Schwager Oberstzunftmeister Achilles Leißler, dem Erbauer der „Sandgrube“ verwickelte. Neben der Indiennefabrik wurde auf diesen Wiesen nun auch eine Bleiche betrieben. Dem Lauf des Teiches folgend, gelangt man zur Heusler'schen Bleiche. Sie gehörte zu Anfang des 18. Jahrhunderts einem Ehinger und gelangte sodann in den Besitz der Familie Heusler. Um 1755 war Eigentümer Leonhard Heusler, dessen Ehefrau Charlotte Burckhardt, eine Enkelin des Johann Bernhard Burckhardt und der Charlotte Antoinette Schmidmann, sich rühmen konnte, durch ihre Großmutter von dem französischen Königshause, allerdings auf einigen Umwegen, abzustammen. Auch über Leonhard Heusler, welcher 1780—1788 die Landvogtei Waldenburg nicht ganz einwandfrei verwaltete, gibt uns Freivogel (Basler Jahrbuch 1902, pag. 164) auf eingehende Weise Aufschluß. Heusler war Meister zu Webern und bekleidete daneben noch mehrere Ämter, ohne sein Gewerbe aufzugeben. Erst als der Vater die Landvogtei Waldenburg bezog, übernahm sein Sohn Niklaus Heusler-Brüderlin sowohl die Bleiche und die Kofswalke als auch das Wohnhaus an der Rheingasse zum Preise von 2000 R. Ldor.



Da wo jetzt zum Teil der Bahnhof sich ausdehnt, „beym Dreispitz zwischen beiden nun abgeordneten Canälen zwischen innen“ war die Iselin'sche Bleiche. Einst Eigentum der Familie Rosenmund, kam sie durch Kauf um 1760 an Hieronymus Iselin-Löchlin, der auch die Hammerschmiede beim Riehentor erwarb. „Da aber sein Sohn Ludwig mit Gerichtsherr Fatio Tochter in die Ehe came, so übergab er ihm die Bleiche und das ganze Gewerb. Der Batter aber kaufte den Baadener Hof an der Uthengäß 1780 und ward seines Sohns des Drey König Wirths Postillon.“

Etwas mehr gegen die Stadt, „an der Steinernen Bruck des sogenannten „Mägdlin-Teichs““ stand die große Mieg'sche Indiennefabrik. Matthias Mieg von Mülhausen hatte die große Viegenenschaft zum Preise von 20,000 Pfd. im Jahre 1776 von einer Frau Preiswerk gekauft und die für die Fabrikation erforderlichen Gebäulichkeiten erstellen lassen.

Außerhalb der Stadtmauer lagen noch die obrigkeitliche Säge, welche während langer Jahre Ratsherr Friedrich Merian von der Stadt zu Lehen trug, und der „Drahtzug“ am Zusammenflusse der beiden Teicharme. Von diesem Gewerbe berichtet Wilhelm Linder folgendes: „1774 hat Herr Rudolf Ritter Mitmeister zum Greifen die zwei Drahtzug-Mühlin zwischen Riechen- und St. Bläsp-Thor von Dr. Burckhardt dem Organist bei St. Peter erkaufte umb 9000 Pfd., und erhalten, daß er die einte Mühlin wegthun und eine Strumpfwalke mit einer Stampfe für die Farbwahren dafür machen durfte. Und auf der andern Seiten an dem Wasserarm, so vom Riechenthor herkommt, wo noch nie kein Gewerb gewesen, machte er ein Werk, allwo man Tabac und Gibs reiben oder stoßen kann. Bey Grundlegung dieser Wasserschwellen haben die Vorgesetzten zu Schmieden zum ersten Mal zur Abmessung der Höhe der Schwellen sich eines



mössigenen Zeichens bedient, welches in die Stadtmauer eingeschlagen wurde.“

Auch über die Mühlen und Gewerbe in der Stadt weiß Wilhelm Vinder genauen Bescheid. Er führt ihre Besitzer an, erwähnt Veränderungen in baulicher und gewerblicher Hinsicht und weiß jeweilen auch den Kaufpreis anzugeben, welcher bei den letzten Handänderungen bezahlt worden ist. Wir beschränken uns hier auf einige Angaben, welche nicht ganz ohne Interesse sind. So berichtet unser Gewährsmann über die sogenannte Kammradmühle (Webergasse 21) folgendes: „Sie gehörte 1694 dem Oberstzunftmeister Stähelin, nachhero Herrn Hosh zum Arm und dann Ludwig Meyer dem Seydenfärber neben dem Eselthürmli. Dieser hatte das Unglück, daß solche 1743 vom Boden weg brante und bis im Jahr 1751 im Schutt lag.“ An einer andern Stelle der Handschrift wird das Brandunglück etwas eingehender beschrieben. „Morgens zwischen drei und vier Uhr ist die Camrathmühle an der Wäbergass bis auf den Grund abgebrant, sie gehörte Friedrich Ludwig Meyer dem Seydenfärber neben dem Eselthürmlin, und da nach dem Brand Bernhard Respinger und Caspar Brand auf der Feuerstatt stunden, fiel eine Zwischenmauer über sie, welche sie ganz verschüttete; doch wurden sie, elend zugerichtet, noch herfür gebracht und glücklich curiert. Respinger war des Besitzers Großsohn und Brand der Neveu. Und da durch diesen Brand Meister Fliesen daranstoßender Gibel sehr beschädigt, neu mußte aufgeführt werden, so ward in hiesigen Kirchen eine Steuer gesamlet, welche 1500 Pfd. ertrug, zu denen UGH noch 600 Pfd. hinzuthaten.“

Trotz dieser weitgehenden Unterstützung konnten sich der Eigentümer noch später dessen Erben entschließen, die Mühle wieder aufzubauen. So daß im Februar 1751 „von E. E. Rath denen Meyer'schen Erben auferlegt wurde, die No. 1743 ver-



brante Camrathmühle in Zeit eines halben Jahres wider aufzubauen, oder die von UGH an diesen Bau gesteuerten 600 Pfd. zurückzugeben. Die samtllichen Wasserinteressenten beschwärten sich, daß von diesem Gewerb nichts an die großen Wasserkosten wolle beigetragen werden. Weshalben die Meyerischen Erben genötiget wurden, den Platz dieser abgebrannten Mühlin freiwillig an E. E. Stattgericht verganthen zu lassen. Solchen erkaufte Nikolaus Mäglin der Maurer um 1800 Pfd. Nach dessen bald erfolgtem Tod kaufte solchen Samuel Steinbrunn der Grämper und ließ solche erst im Jahr 1757 ganz neu erbauen. Er gab sie seinem ältern Sohn zu Lehen, da aber dieser seine Mittel aufgezehrt, katholisch wurd und als ein Waldbruder gekleidet in der Irre herumb lieffe, so kaufte dessen Schwager Landerer die Mühlin am Gericht für 3599 neue Thaler, und da auch dieser Niemand fand, der ihm so viel vorstreckte, so fiel die Mühle wieder der Schwieger Steinbrunn anheim, welche solche nachwärts Herrn Reinhard Hindenlang dem Spezierer für 10,000 Pfd. verkaufte und einen frömbden braven Lehensmann Jacob Keller darauf setzte, dem er andunge, seinem Sohn das Müllerhandwerk zu erlernen. Diese Mühle gibt 2 Säck Kernen und 4 Pfd. Gelt Bodenzins. 1789 kauft sie J. J. Müller der Weißbeck.“

Weniger tragisch als der Brand der Rammradmühle ist eine Anekdote, welche der Chronist anlässlich der Sternemühle (untere Rebgrasse 8) erzählt. Sie gehörte dem Ratsherrn Philipp Roschet, nachher dem Oberstmeister Brenner; dieser verkaufte das baufällige Haus an den Müller Zueß. Der sah sich im Jahr 1740 „genötigt, seine presthafte Mühlin abzubrechen; und als er das neue Gebäud umb etwas höher aufführen wollte, wurd ihm solches vom Oberstmeister Peter Werthemann streitig gemacht, als welcher vermeinte, daß es seinem Fabriques-Haus die Heitere nehme. Obwohlen nun Werthemann den



Prozeß vor Vöbl. Bauamt gewann und das Vohnamt auf den Platz kam, die neue Mauer niederzureißen, so durfte doch niemand Hand anlegen, weilen gegen 200 Burger zusammen luffen, und den ersten, der etwas anrühre, herunderzuschießen droheten, wordurch das Vohnamt abgetrieben, und endlich Herr Werthemann von dem ihm zuerkannten Rechte freywillig abstuhnde.“

Es wirft diese Geschichte ein scharfes Licht auf die damaligen Kleinbasler, welche, wie bei der Hagenbach'schen Bleiche, sich um Richtersprüche der Behörden nicht allzuviel kümmerten und sowohl dem rechtsprechenden Bauamt als dem zur Exekution bestimmten Vohnamt einen erfolgreichen Widerstand entgegensetzten. Man sieht, daß auch in der guten alten Zeit, um Skandal zu vermeiden, die Hüter des Rechts etwas nachgeben und fünfe gerade sein lassen mußten.

Aus den weitem Aufzeichnungen geht hervor, daß eine Anzahl alter Mühlen schon damals in andere Gewerbe umgewandelt waren. So hatte Oberstzunftmeister Ryhiner die Blaeselmühle (Teichgählein 3) im Jahre 1778 um 2000 neue Thaler gekauft. „Er repariert alles aufs Beste, machte aber aus der Mühle eine Indienne-Glätte und -Mange.“ Auch die kleine Mühle (Sänergählein 5), welche Leonhard Heusler Sohn gehörte, war in eine Farbholzstampfe umgebaut worden, was sie bis in die jüngste Zeit geblieben ist. Von der Ziegelmühle heißt es: „Alexander Wolleb ließ die Mühle eingehen, und machte an deren Stell eine Tabacreibe und machte allda sehr angenehme Wohnungen, starb aber ledig und vermachte solche in seinem Testament seinem Schwager Herrn Andreas Sulger des Gerichts.“

In der hinteren Klingentalmühle richteten 1779 die Gebrüder Rosenburger eine Indienne-Walke, Glätte und Mange ein. Darauf haftete ein Bodenzins von 8 Saß Kernen, sowie



die Verpflichtung, alle zwei Jahre den Gemeindeeher anzuschaffen und zu unterhalten.

So entwickelte sich denn am Teiche ein reges industrielles Leben; er war die rechte Lebensader der kleinen Stadt, weshalb auch mit der größten Sorgfalt von den Interessenten die Rechte gewahrt wurden, welche den beständigen Zufluß des Wassers bedingten. „1755 bekamen die Wasser-Interessenten der kleinen Stadt träfere Beschäftigungen, indem der markgräfliche Landvogt zu Lörrach, Herr von Walbrun, umb die kurz verkauften Fridlinger Gütter in bessern Stand zu bringen, bey der Wyler Mühlin einen Canal auf unserm Boden graben ließ, welcher viel Wasser aus der Wiesen unsern Gewärben entzog, und zur Wässerung der neuen Matten diente. Da nun dieses Geschäft unsern gnädigen Herren sehr viel zu schaffen machte und Klein-Basel an der Nahrung viel Schaden erlitt, wurden sie endlich der Sache überdrüssig und rissen den Canal auf unserm Boden wieder ein. Diese und noch viel andere Neuerungen der Markgräfer wurden bald hernach, als der neue Fürst selbst in die obern Viertel gekommen, durch einen friedlichen Vertrag beygelegt, welchen Herr Prof. Schöpflin den 25. August 1756 beylegen half.“

Es ist dies jener Staatsvertrag, welcher auch durch den jetzigen Großherzog von Baden in freundnachbarlicher Gesinnung bestätigt worden ist, und der bei der Frage der Teichverlegung eine so wichtige Rolle spielte. Der neue Fürst, welcher hier genannt wird, ist Markgraf Karl Friedrich, ein guter Nachbar unsrer Stadt, der auch durch einen weitem Vertrag eine Reihe Anstände mit Basel beseitigte. Man versprach sich damals gegenseitig, „man wolle sich gemeinsamllich bestreben, die gute Nachbarschaft wie ehedessen je mehr und mehr zu unterhalten und fortzupflanzen, auch daher die beyderseits Angehörigen zu



befehligen, all dasjenige, was dieselbe bekränken kann, sorgfältig zu vermeiden.“ (Dchs VII, 623.)

Man konnte es übrigens den Wasserinteressenten in Kleinbasel wohl gönnen, daß durch diesen Vertrag ihre Gewerbe einen sichern Schutz erhielten, hatten sie doch stets auch große Kosten mit der Instandstellung des Wuhres, da die Wiese oft und viel erheblichen Schaden anrichtete und in Folge davon die Müller während geraumer Zeit ihre Tätigkeit einstellen mußten.

Nichtsdestoweniger war und blieb der Teich der eigentliche Lebensnerv für die Gewerbe Kleinbasels und hat diese Eigenschaft auch behaupten können trotz allen Dampfmaschinen, und erst die Gewinnung elektrischer Kraft soll nun für diesen Kanal, dem Kleinbasel zum guten Teil seine Entwicklung und sein Gedeihen zu danken hat, eine Wendung der Geschicke herbeiführen.

B. Die Landhäuser.

War es im Weichbild der kleinen Stadt, besonders im untern Teile derselben der Teich, der dem äußern Städtebilde den Stempel aufdrückte, so sind es in der Umgebung Kleinbasels die zahlreichen Landhäuser und Landgüter, die den Charakter derselben bestimmen. Daß die Bürger neben ihren meist etwas engen städtischen Wohnungen auch noch gerne ein, wenn auch bescheidenes Quartier außerhalb der Stadtmauer besaßen, ist aus verschiedenen Gründen sehr begreiflich. Einmal hatte auch der Stadtbewohner noch nicht so völlig, als dies heutzutage der Fall ist, von Viehzucht und Ackerbau sich losgesagt, des fernern dehnten sich um die ganze Stadt zahllose Rebärten aus, deren Pflege schon ein kleines Häuschen notwendig machte. Zur Herbstzeit brachte man daselbst einige fröhliche Tage zu, was wiederum Veranlassung wurde, daß die Gebäulichkeiten etwas erweitert und schließlich zu eigentlichen Landwohnungen



umgestaltet wurden. Dazu kam im 18. Jahrhundert, vom französischen Hofe ausgehend, jener zunehmende Zug nach dem Landleben und nach einer freilich oft sehr erkünstelten ländlichen Einfachheit und bäuerlichen Naivität. Hirten, Mäher, Schäferinnen und Winzer wurden idealisiert und mit den Göttern und Halbgöttern der klassischen Zeit in die engsten Beziehungen gebracht. Die Natur übte wieder jenen gewaltigen Zauber auf die Menschen aus, nachdem man sich an einer überschwänglichen und unnatürlichen Kultur übersättigt hatte. Die Basler wollten nicht zurückbleiben, und so entstanden jene Landhäuser und Gartenanlagen, welche heute noch mustergiltig und durch alle modernen Anlagen nicht überholt worden sind. Es war eine schöne Zeit in dieser Hinsicht. Die Leute hatten Sinn und Verständnis für eine Allee, eine große Perspektive, für die harmonische Verbindung von Architektur und Gartenkunst. Die Rasenbeete waren noch nicht ein Konglomerat von leberwurstförmigen Figuren, und auch der Park, wo die freie Natur zu ihrem Rechte gelangt, ermangelte nicht einer gewissen Civilisation.

Gerade die ebene Umgebung der kleinen Stadt eignete sich besonders zur Anlage von Landsitzen. Dank dem reichlichen Grundwasser und der möglichen künstlichen Bewässerung durch Wiese und Teich war die Vegetation reicher und entwickelter als vor den Toren der großen Stadt. Ansehnliche Landstraßen durchzogen die Gegend. Schon seit alter Zeit hatte auch das Dorf Kiechen eine große Anziehungskraft ausgeübt. Durch Vertrag mit dem Markgrafen war im Jahre 1640 Kleinhüningen vollkommen an Basel gekommen, so daß auch dieses Dorf, das ein gewisses ichtyophagisches Interesse für die Basler besaß, sich für die Anlage von Landgütern empfahl.

Ueber die um die Stadt herumliegenden Landhäuser weiß Wilhelm Vinder genauen Bescheid. Er beginnt mit Klein-Kiechen. Dieses Gut gehörte zu Anfang des 18. Jahrhunderts



dem Dreierherrn Sebastian Spörlin. „Auf seinen Tod bekam es Herr Samuel Burckhardt der Rechenrath. Seine Lage und Gestalt, der prächtige mit vielen Zierraten angefüllte Garten, da Natur und Kunst liebevoll undereinander gemischt und alles vortrefflich eingerichtet ist, hat der Ort diesem Herrn zu verdanken, als welcher auch mit den Vorgesetzten der Mindern Stadt verschiedene Güter abgetauscht und bei diesem Anlaß jeder Gesellschaft einen großen eisernen Stubenofen verehrt. Nach dieses Herren Tod bekamen solches seine Großsöhne Samuel und Jakob Merian.“ Des Fernern weiß Linder von Klein-Riehen zu berichten, daß im Jahr 1749 bei Korrektion der Straße daselbst Überreste römischen Gemäuers entdeckt worden seien.

Auf der linken Seite der Straße gehörte das Land damals wie heute noch dem Spital. Sodann werden das Schorengut, Eigentum einer Frau Thurnehsen, und der Gotterbarm erwähnt. Letzterer war erst 1732 durch Niklaus Sontag, den Domherrenschaffner, erbaut und später durch Jakob Best, Meister zu Mezgern, erweitert worden.

Das prächtigste aller Landhäuser war aber unstreitig der „Leißler'sche Sommerpalast“, d. h. die heutige Sandgrube, welcher Name damals nur dem Légrand'schen Hause zukam. Linder schreibt darüber folgendes: „Der Leißlerische Sommer-Palast gegen der Rhinerischen Fabriken hinüber ist ohnstreitig das prächtigste Gebäude mit seinem zierlichen Garten, Pomeranzenhaus, Remisen und Stallungen im Bezirk der kleinen Stadt. Herr Achilles Leißler der Bandfabrikant, nachhero Obrißzunftmeister, ließ solches durch Ingenieur Fehrer und Daniel Büchel den Steinmez im Jahr 1753 erbauen und kaufte nachher noch einiges Gelände dazu. Aber ein Lehenmann wird schwerlich so viel Zins geben als nur der Garten mit Zugehörd jährlich Unerhalt kostet. Leißler starb 1784 wenig betrauert und hinter-



ließ in seinem Testament seiner galanten Frau das ganze Vermögen.“ Frau Oberstzunftmeister Leißler, eine geborene Hoffmann, welcher hier Vinder nicht gerade ein Kompliment macht, starb im Jahre 1795 und wurde im Kreuzgang des Münsters begraben.

Auch der Landhof wird angeführt als „ein artiges Sommerhaus mit schönem Gut, wozu ihm, nämlich dem Besitzer, dem Stadtschreiber und spätern Landammann Andreas Merian, UGH ein Stück von dem Holzplatz um einen geringen Zins gegeben.“

Näher bei der Stadt lag das Burckhardtische Gut. Es wurde 1716 von dem Weinhändler und Amtmann Ludwig Vocherer angelegt und besaß einen Keller von tausend Saum. Da sich Vocherer 1748 als Kapitän-Deutnant in holländische Dienste begab, kaufte „dieses Gut Herr Johannes Fäsch nachheriger Obristzunftmeister, vergrößerte solches mit viel artigen Gebäuden und Land und verschaffte hiezu der Rülchmannen laufenden Brunnen ab der Rheingäß. Da er aber 1777 starb und von seiner Frau, einer Leißlerin, keine Kinder hinterließ, so ward nach dero Tod dieses artige Landgut, so über 20,000 Pfd. gekostet, von ihren Erben an Leonhard Burckhardt den Indienen-Fabrikant, nachhero Meister zum Schlüssel, für 13,500 Pfd. verkauft.“ Leonhard Burckhardt-Mieg, seit 1764 Burckhardt-von Schwencsfeld, starb im Jahre 1817. Das Landgut kam später in den Besitz der Familie Stähelin.

An den Teich, neben der Iselin'schen Bleiche gelegen, stieß das von Johannes De Bary, Bandfabrikant und Meister zu Spinnwettern, erbaute „artige Sommerhaus“, welches 1754 von J. J. Thurneysen, den Meister zu Gartnern, um 6000 fl. erworben wurde. Daneben befand sich das Landhaus des Philipp Heinrich Fürstenberger. „Seine Wittib heirathete



W. Müller, und als dieser falliert, kaufte es Soller, der Bauchinwascher am Gericht für 5000 Pfund.“

Zunächst beim Riehentor dehnte sich ein großes Landgut mit einem Weiher aus, dieses „wurde von Herrn Leonhard Rhyhiner dem Handelsmann und Appellationsrat dem Meister Samuel Werenfels dem Steinmez ganz aufzubauen für 8000 Pfd. verdungen und mußte ihm den Schlüssel darzu nur in die Hand liefern; allein der Meister Werenfels, der fast alle Steinmez in schönen Rissen neuer Gebäud unterrichtete, kam in diesem Verding sehr zu kurz, welches ihn um allen Kredit brachte. Rhyhiner starb 1774 als Sechser zu Rebleuten, und sodann kauft das Gut Herr Franz Bernoulli der Materialist, Ratsherr zu Webern, welcher mit großen Kósten den Weiher mit Quadersteinen einfassen ließ und auch in diesem Verding von einem andern Steinmez Andreas Dieterich, Sechser zu Spinnwettern, um viel betrogen wurd. Auf Herrn Bernoulli 1777 erfolgtes Absterben übernahm's der Tochtermann Herr Theodor Falkeisen, Pfarrer zu St. Martin um 20,000 Pfd. und verschaffte dadurch im Sommer den andern Herren Geistlichen einen wöchentlichen angenehmen Spaziergang und Underhaltung.“

Beim Bläsitor ließ Ludwig Gysler der Passamenter zum Hirzburg ein beträchtliches Gebäude errichten. Sodann erwähnt Vinder den bis 1786 im Besitze der Familie Forkart befindlichen Horburg, welcher 1788 an Christof Mäglin, Ratsherr zu Schiffleuten, gelangte.

Nebst dem Horburg wird noch das Ritter'sche Landgut aufgeführt, das von Rudolf Ritter, Mitmeister zur Hären, einem angesehenen Strumpffabrikanten, angelegt wurde.

Endlich erfreut sich einer besonders eingehenden Behandlung das Rlybeckgut. Vinder berichtet zum Teil im Anschluß an Bruckners Merkwürdigkeiten über die früheren Besitzer des Gutes. Er führt an, „daß der Weg so hinab gegen Klein-Hünigen



geht, auf dem Brücklein vergattert werden solle, und die so Alybeck besitzen, mit einem Gattern in ihrem Kosten vermachen und den beschließen, auch zwei Schlüssel darzu machen sollten, den einen selbst behalten und den andern under St. Bläsi-Thor hängen sollten.“ Im Jahre 1738 kaufte die Regierung das Gut von Domprobsteischaffner Rudolf Burkhardt zum stillen Wind (Lindenberg 21). Das Schlößchen wurde Amtssitz des Landvogtes und ein daneben stehendes Haus dem Pfarrer von Kleinhüningen als Wohnung überlassen, „die übrigen Güter umb einen moderaten Preis der Gemeind Klein-Hüningen bestimmt, welches aber Johannes Ritter der Müller als ein burgerlich Gut ihnen abgezogen.“ Im Jahre 1749 verheerte die Wiese die Matten und den Teich des Alybeckmüllers, worüber sich die Chronik folgendermaßen verbreitet: „Im September ist die Wiesen dermaßen groß angeloffen, daß die Müller in Klein-Basel eine geraume Zeit nicht mahlen kuntten. In Sonderheit aber riß dieses Gewässer dem Alybeckmüller seinen ganzen Mühlenteich, so under der Bruck dem Rain nach gieng, ganz hinweg, welches ihn nöthigte, mit Bewilligung der hohen Obrigkeit einen ganz neuen Canal hinder dem Zollhaus durch über die Felder zu machen und über die Straß eine neue steinerne Bruck zu bauen. Was aber den Alybeckmüller über diesen großen Schaden am meisten tröstete, war, daß er für die Zukunft seiner alljährlich vielen Wuerverbesserungen nicht mehr ausgefetzt ware und überhaupt bey diesem vermeinten Unglück mehr gewonnen als verlohren.“

Übrigens starb der Alybeckmüller Johannes Ritter-Menzinger schon im Jahre 1756, und die Alybeck gelangte schließlich an seinen Schwiegersohn Jakob Iselin, Mitmeister zur Hären, „welcher, selbst mit Besorgung des Zürich- und Luzerner Fuhrwerk überflüssig beschäftigt, nachwärts das Gut under seinen Sohn Hieronymus und seiner Tochter Mann Herrn Achilles



Miville den Seidenfärber zumiß Serberg, Mitmeister zum Greifen, in zwei gleiche Theil theilte.“ Noch erinnert der Name des Hauses zu den drei Rosen an den Hselin'schen Erbauer, dessen Wappenschild hier verewigt wurde.

Vollständig verschwunden ist im Laufe der Zeit die kleine oder untere Akybeck, damals ein Fideikommißgut der Familie Hauser, doch mußte der Nuznießer Hans Kaspar heißen.

Den Schluß der Linder'schen Aufzählung bilden der Otterbach und das Neue Haus. Erstere Anlage stammt aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts und hat seinen Namen von den Fischeottern erhalten, die sich in dem übrigens auch sehr krebsreichen Bache befanden. Der ursprüngliche Besitzer war Theobald Hagenbach, Gastgeber zur Blumen, er wurde aber 1749 den 19. Juni „wegen seinem recht viechisch unzüchtigen Leben 10 Jahre auf Galleren verbant und dann ewig der ganzen löbl. Eidgenossenschaft verwiesen.“ Den Otterbach kaufte Daniel Meyer, „des Baurenschuhmacher Sohn, so erst kurz aus Ostindien zurückkam.“ 1776 veräußerte dieser den Otterbach an Rudolf und Balthasar Beck, „welche viele Jahr eine Gerberei in Lyon fabrikmäßig betrieben und nun mit einer ansehnlichen Errungenschaft ins Vaterland gekehrt, für 4500 R Thlr.“

Über das Neue Haus, von dem jetzt kein Stein mehr vorhanden ist, weiß Linder ebenfalls genaue Auskunft. Er führt an, wie einst daselbst Gericht gehalten wurde, bis dann Kleinhüningen im Jahre 1640 vollkommen von Basel erworben wurde. Von da an wurden die Civilstreitigkeiten der Dorfbewohner vor Schultheiß und Stadtgericht jenseits gezogen, während die sogenannten obrigkeitlichen und Kriminalfachen durch den Landvogt an den Rat gelangen sollten. „Als im vorigen d. h. im 17ten Jahrhundert Basel mit der leidigen Pest heimgesucht wurde, ist der Markt von verschiedenen Eßwaren, welche die Baursame feil trägt, allhier gehalten und mit Schranken



umgeben worden, von dem Käufer dem Verkäufer das Geld nach geschlossenem Kauf vorgewiesen, dann ihm in ein Geschirr, so mit Wasser angefüllt, geworfen, welches der Käufer neben sich stehen hatte. Wann auch in fremden Ländern eine Seuche wüthet und man Kaufmannsgüter auf dieser Seiten des Rheines der Stadt zuführt, so ist dieses der Ort, wo solche ihre vierzigtägige Lagerung in einer Scheuer bewacht aushalten müssen. Dieses Haus hat eine lustige Wirtschaft, welche in Kriegszeiten schon Anlaß zu Verdrießlichkeiten gegeben, daher diese Wirtschaft, wenn es der Stand nöthig erachtet, wie in dem Jahr 1744 beschehen, aufgehoben und für einige Zeit eingestellt hat.“ (Bruckner, Merkwürdigkeiten VI, p. 642/643). „In dem Jahr 1694 ware Besitzer dieses Hauses Herr Friedrich Engler, nachwerts fiel es den Deputaten anheimb, welche solches viele Jahre Herrn Franz von Straßburg zu Lehen gaben, bis solcher mit seinem Tochtermann Pfunder hieher dem Gränzacher Horn eine neue Wirtschaft mit viel Gebäude anlegte.“ Daraufhin wechselte das Neue Haus mehrfach die Besitzer, welche dabei samt und sonders nicht auf einen grünen Zweig gekommen sind. Während der Belagerung von Hüningen ergaben sich hier bekanntlich neue Verdrießlichkeiten, wie solche eben bei derartigen Grenzwirtshäusern nicht zu vermeiden sind.

Von Kleinhüningen und den daselbst befindlichen Landgütern, welche Wilhelm Linder ebenfalls eingehend beschreibt, soll hier in Beschränkung auf den Stadtbann Umgang genommen werden. Es genügt nur die Angabe, daß Kleinhüningen im Jahre 1640 nach Bruckners Mitteilung nur elf Familien zählte, von denen zehn Gisel hießen. Nach Linders Aufzeichnungen befanden sich 1787 in dem Dorf 60 bürgerliche und 20 fremde Haushaltungen. Von Landgütern wurden aufgezählt „das äußerste Gut, so ganz mit Mauren eingefast“; es gehörte bis 1759 dem Bandfabrikanten Daniel Falkner. Dessen Erben ver-



kaufte es an Peter Gemuseus, Meister zu Schmieden, „welcher ein zierlich neu Gebäud aufführen ließ“, es ist dies die jetzt Clavel'sche Liegenschaft. In der Nähe derselben war das Harderische Gut, bis 1758 im Besitz von Frau Dr. A. C. Harder-Wettstein. Dann erwarb es der Wägelinknecht Herr Rudolf Wenk, welcher die Reben ausstochte und alles zu Garten- und Mattland umgestaltete. 1769 kaufte das Harderische Gut Herr Jakob Geymüller zum Palast, „dessen Wittib Pfarrer Bischof von Straßburg übel hörende Tochter solches anoch bewohnt.“

Der Markgräfische Hof schließlich, eine jetzt nicht gerade begehrte Lehrerwohnung, wurde vom Markgrafen Karl seinem Liebling dem hiesigen Salzsreiber Wieland für jährlich 500 Pfd. verpachtet. 1751 kaufte es der Straßburger Bankier und gewesene Schatzmeister Daniel Ewald, der das Basler Bürgerrecht erwarb und eine Baslerin, die Tochter des Küfermeisters Ritter, heiratete.

Hiermit schließen wir unsern Rundgang vor den Toren Kleinbasels und kehren in die Stadt zurück, um auch diese zunächst in baulicher Hinsicht etwas näher anzusehen.

C. Die öffentlichen Gebäude Kleinbasels.

Ueber die öffentlichen Bauwerke, sowie über die größeren Privathäuser der kleinen Stadt weiß Wilhelm Vinder manches zu berichten, was auch für uns von Bedeutung sein dürfte. Er macht den Anfang wie billig mit den Kirchen und Klöstern der kleinen Stadt, als denjenigen Bauten, welche ja auch für die Geschichte derselben von besonderer Wichtigkeit gewesen sind.

Die Pfarrkirche St. Theodor wird zuerst besprochen, diese wurde 1701 renoviert und mit einer Orgel versehen. Im Jahre 1748 schlug der Blitz in den Turm und beschädigte auch jene, was dann Herrn Pfarrer Buxtorf veranlaßte, „von dieses Strahles wunderbarer Wirkung“ eine Predigt im Druck herauszugeben. Diese Orgel muß übrigens kein wichtiges Instrument



gewesen sein; denn schon 1768 wurde auf Antrag der Vorgesetzten der drei E. Gesellschaften und des Banns eine neue Orgel bei dem berühmten Straßburger Orgelbauer Andreas Silbermann bestellt. Der Rat bewilligte eine Summe von 400 Rthrn. „und wurde also diese Orgel im Jahr 1770 den 25. Mai von obgedachtem Herrn Silbermann und seinem würdigen Sohn Daniel, der aber bald darauf starb, glücklich aufgestellt, woran die Wappen der diesmaligen Häupter vornen auf prangen.“ Die alte Theodorsorgel wurde renoviert und zu St. Klara aufgestellt, und die kleine Klaraorgel kaufte die Gemeinde Detlingen um 20 Rthrn. Vor einigen Jahren wurde sie von der Gemeinde dem historischen Museum angeboten, allein man konnte sich zu dem Erwerb des an sich unbedeutenden Werkes nicht entschließen. Die 20 Louisdor der Detlinger wurden zur Verfertigung eines dritten Klaviers in der neuen Orgel, welches ein Echo von 6 Registern enthält, verwendet. Auch spendete man dem Herrn Silbermann zu einem Trinkgeld 4, seinem Sohne 2 und dem Gesell 1 Louisdor.

„Bei diesem Anlaß ist die ganze St. Theodorkirchen von innen vollkommen reparirt, die Grabstein in's Blei gelegt, alle drei Bühnen, so vor von Holz, gegipset, ein neue Ausladung hinter der Orgel im Chor verfertigt und mit zwei neuen eichenen Treppen versehen, und hat nur das Gerüst darzu 800 Pfd. gekostet ohne den Gips; während der ganzen Arbeit gieng man zu St. Clara in die Kirch. Nach völlig geendigter Arbeit wurde dem Organist And. Fäsch für seine Zeitverräumnis, zweijährigen Briefwechsel und Besorgung beider Orgel mit Bezeugung des hochobrigkeitlichen Vergnügens 6 Rthrn. verehrt.“

Die hier erwähnte Gypserarbeit scheint nicht besonders solid ausgeführt worden zu sein; denn zu dem Jahr 1786 berichtet Linder: „Seither hat der viele unter den Dachstuhl gewähete Schnee, da er vergangen, die gegipsten Leisten an der Kirch-



bühne so beschwärt, daß sie mit viel Gerassel heruntergefallen und 1786 von Holz gemacht sind.“

An der Klarafirche scheinen zu Linders Lebzeiten mit Ausnahme der erwähnten Orgelversetzung keine Umbauten stattgefunden zu haben; dafür weiß der Chronist um so mehr vom Klingental zu berichten. Nachdem er die Geschichte des Klosters geschildert hat, kommt er auf dessen spätere Schicksale zu sprechen. Die weitläufigen Gebäulichkeiten hatten keine Verwendung für öffentliche Zwecke gefunden, deshalb wurden sie vom Rat je-weilen gegen einen nicht sehr hohen Zins vermietet. Der Beständer übernahm die Pflicht, das Kloster in Fach und Gemach zu erhalten, was freilich in sehr mangelhafter Weise geschah.

Es waren hauptsächlich industrielle Betriebe, die nun in den weiten Räumlichkeiten sich breit machten und auch ihrerseits zu deren Ruinierung vieles beigetragen haben. Schon die ersten Mieter von 1692, Hieronymus Vonkilsch und Johannes Lüdin, beides Schuhmacher, wurden um je fünfzig Reichstaler bestraft, weil sie den Mietvertrag nicht einhielten. Sodann befand sich das Kloster etwa fünfzig Jahre lang als Erblehen im Besitze der Familie Passavant; jedoch auch von diesen Lehenträgern wurde nicht ordentlich gezinst, und da Frau Thelussou-Passavant auch ihren sonstigen Verpflichtungen nicht nachkam, so erkannte 1751 der Große Rat, „daß dieses Kloster wieder zu obrigkeitlichen Händen gezogen und anderwärts für 25 Jahre verlichen wurde.“ Der Frau Thelussou, die auf diese Weise ihres Lehenrechtes verlustig ging, gab man 6000 Pfd. zur Bezahlung ihrer Kreditoren und auf Lebenszeit wöchentlich vier Pfund als Entschädigung. Man sieht aus diesen Bestimmungen, wie ungemein nachsichtig damals die Behörden gegenüber der Bürgerschaft gewesen sind; allein man darf sich darüber nicht allzusehr wundern, denn jeder hoffte, einmal mit dem Staate ein gutes Geschäft zu machen. Es herrschte eben allgemein die Auffassung,



daß das allgemeine Gut ganz unmittelbar den Bürgern zu Nutzen kommen solle, und was heutzutage als Unredlichkeit dem Staate gegenüber oder als Mißbrauch der amtlichen Stellung zu privatem Gewinn allgemein verurteilt wird, das war vor hundertundfünfzig Jahren etwas Landläufiges, ja beinahe Selbstverständliches, und auch im achtzehnten Jahrhundert hatte keine Krähe der andern ein Auge aus.

Rehren wir zu dem Klingental zurück, so erfahren wir, daß bei der Räumung des Klosters durch Frau Thelsson wahrgenommen wurde, wie allerorts nach Schätzen gegraben und der Boden allenthalben aufgewühlt worden war, natürlich ohne den erhofften Erfolg.

Die folgenden Pächter des Klingentales waren von 1751 bis 1775 Johann Jakob Miville, der Seidenfärber und nach ihm Franz Rosenburger, der Indiennesfabrikant. Dieser bezahlte dem Direktorium der Schaffneien, welchem die Verwaltung der Klostergüter oblag, einen Zins im Betrag von 610 Pfd., schaltete und waltete aber sehr willkürlich in dem Gebäude. So ließ er die alten Klosterzellen herausreißen, um eine geräumige Druckerstube für sein Geschäft zu erstellen. Auch der Dachreiter der gotischen Klosterkirche mußte daran glauben, da Rosenburger die notwendigen Reparaturkosten scheute. Vinder berichtet zum Jahre 1779, wie folgt: „In diesem Spätjahr wurde das sehr artige Thürmlein der Klingenthaler Kirchen, welches schadhaft war, abgebrochen. Der kupferne Engel und die runde Kugel wogen 80 Pfund und war sonst noch vierzehn Zentner Blei am Thurm, welches Rudolf Fäsch, der Kupferschmied ersteres für sechs Bazen und das Blei für einen Bazen das Pfund erkaufte. Das Holzwerk ward aufgerufen und schlagweis 58 Pfd. erlöst. Das Glöcklein aber, so ungefähr einen Zentner wog und sehr hell klang, gab man der französischen Kirchen, und der ledig gewordene Platz gab eine schöne Haberstätte.“



Übrigens scheint dieser Vandalismus, der später Schule machte, indem auch der Dachreiter der Barfüßerkirche abgetragen wurde, nicht allein dem Herrn Rosenburger, sondern auch dem Kleinen Räte aufs Kerbholz geschrieben werden zu müssen. Die Rosenburger'sche Fabrik im Klingental galt für eine der am besten eingerichteten, „und weil bei dieser Hauptveränderung Herr Oberstmeister Rosenburger auch die obrigkeitlichen Dachungen besorgte, so zahlte ihm löbl. Haushaltung für diese Ausbesserung fünfhundert Neuthaler.“ Man sieht, auch der gute Herr Rosenburger hat dem Staate nichts geschenkt.

Dasjenige öffentliche Gebäude aber, das im fünfzehnten und auch noch im sechzehnten Jahrhundert für das eigentliche Juwel der kleinen Stadt gehalten wurde, war die Karthause, das heutige Waisenhaus. Auch hier war im Laufe der Zeit auf gottlose Weise gehaust worden. Die reichen Kunstschätze des Hauses wurden verliederlicht und dem Untergange preisgegeben und das Gebäude schließlich als Zucht- und Waisenhaus verwendet. Daß es in der Regel um alte Klöster, Schlösser, Paläste und sonstige Kunstbauten geschehen ist, sobald sie der Wohltätigkeit zum Opfer fallen, ist eine bekannte Tatsache, und so ist es auch der früher viel bewunderten und oft besuchten Basler Karthause ergangen. Daß das gotische Zimmer und der zierliche Chor der Kirche noch erhalten sind, ist jedenfalls mehr dem Zufall als der Einsicht der Stadtväter zu verdanken.

Auch im achtzehnten Jahrhundert wurden noch eingreifende bauliche Veränderungen vorgenommen. So erhielt das Hauptgebäude ein weiteres Stockwerk, auch wurden die Zellen abgebrochen, ein ansehnlicher Gemüsegarten wurde an ihrer Stelle angelegt u. a. m. Diese Umbauten waren zum größern Teil dadurch nötig geworden, daß in richtiger Weise eine vollkommene örtliche Trennung der Waisenkinder von den Zuchthäuslern bezweckt war.



Über die Verwaltung der Anstalt, über ihre Entwicklung und Organisation gibt Linder eine Reihe sehr erfreulicher Mitteilungen. Man sieht, daß unter dem Einflusse neuer, aufgeklärter Anschauungen die Erziehung der Waisenkinder in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts entschiedene Fortschritte gemacht wurden. Da wir uns aber hier auf das Bauliche beschränken möchten, so können wir uns auf diese Dinge nicht weiter einlassen.

Übrigens wurde im Jahre 1762 der Besitz der Karthause Basel gegenüber noch einmal in Zweifel gezogen, indem von Freiburg i. Br. aus alte Anrechte auf dieselbe behauptet wurden, freilich ohne Erfolg. Linder berichtet: „1762 ließen sich die Karthäuser in Freiburg zu Sinne kommen, an unsre gnädigen Herren zu schreiben und an hiesige Karthaus Anspruch zu machen. Und da solches auch in vorigen Zeiten zum Oftern beschehen, aber keiner Antwort gewürdigt wurde, so kehrten sie 1763 vor das Conseil zu Kolmar und vermeinten, durch Arretierung der Baseler'schen Gefällen, daß man ihnen dort wegen ihrer Anforderungen Red und Antwort geben müsse. Allein der französische Ministre Marquis d'Entraigues berichtete der Stadt, daß der König dem Conseil in Kolmar verboten habe, sich in dieses Geschäft zu melieren.“

Den Schluß der kirchlichen Gebäude, auf die Linder zu reden kommt, bilden die verschiedenen Kapellen Kleinbasels. Freilich diejenigen bei den beiden Toren waren auch damals schon verschwunden; hingegen war noch vorhanden die St. Niklauskapelle beim Rächthaus. Sie hatte längere Zeit als Salzlager gedient und war damals von Martin Wenk Vater, dem Gerber, in Pacht genommen. Auch von der Antoniuskapelle an der Rheingasse waren noch Überbleibsel in der Gerberei des Konrad Hauser, Oberstmeister zur Hären, zu sehen.



Nach Aufzählung der kirchlichen Bauten geht Linder zu den obrigkeitlichen Gebäuden mit profaner Zweckbestimmung über. In erster Linie kommt hier das Rathhaus, das heutige Gesellschaftshaus oder „Café Spitz“ in Betracht. Unsere Chronik erzählt folgendes: „Das Rathhaus ist rechter Hand, so man aus der großen Stadt über die Rheinbrücke kommt, neben des Rheinbrücknechts Wohnung, ein altes Gebäud, mit einem kleinen Türmlin versehen, worauf der Nachtwächter die Stunden mit Blasen anzeigt und bei Feuersgefahr mit der Glocken stürmt, da dann der erste, welcher das Feuer anzeigt, für seine Wachsamkeit zwei Gulden bekommt. Es ist auch eine Uhr, welche die Stunde schlägt, allhier, und unten bei dem Eingang werden zwei große Feuerspritzen verwahrt. Obenauf wird wochentlich Dienstag und Donnerstag das Stadtgericht gehalten, wann streitige Parteien vorhanden. Auch werden die Sessionen der Stadtpolizei, welche aus dem Schultheiß, dem Stadthauptmann und zwei andern Kleinrätthen besteht, sodann des Gescheids, der Rheininspektion und des Wachtkollegiums allhier gehalten. So ist auch die burgerliche Hauptwacht bei diesem Gebäud, in welchem der Rathhausknecht, so Gerichtsamtman ist, des Winters die Feuerung besorgt. Alle Jahr acht Tag nach dem Schwörtag der großen Stadt kommt der neue Obristzunftmeister mit seinem Gefolg und nimmt auch von der Kleinbasler Burgerchaft unten im Rathhaus den Jahreid ab. Am Gäen des Rathhaus hängt noch ein Halseisen zur Bestrafung der Übeltäter, welches aber seit Vereinigung beider Städt nur im großen Basel auf dem Kornmarkt an einer Schandsaul ausgeübet wird. Vor nicht langer Zeit war bei dem Schilterhaus noch eine Trillen, in welche die Feld- und Obstdiebe zu öffentlicher Schau eingesperrt wurden. Da aber diese Trillen vor Erweiterung der Rheinbruck sehr oft verkart wurd, und auch die Jugend zu vielen Ausgelassenheiten veranlaßte, als wurde sie weggethan. So war



auch noch anno 1786 eine steinene gevierde Blatten vor dem Rathaus, worauf vormals die Schandlibell verbrannt wurden; da sie nun ausgefart, wurde das Loch mit Kiesling besetzt.“

Des weitern erwähnt Vinder den obrigkeitlichen Werkhof an der Rebasse neben dem Hause zum Paradies (Rebasse 30). Dieser war zur Lagerung und Bearbeitung der für öffentliche Bauten nötigen Quadersteine bestimmt, allein „es ist nun bei vielen Jahren nichts mehr darin gearbeitet worden, theils wegen dem liederlichen Hausmeister Daniel Burckhardt, der zu nichts zu gebrauchen, theils aus andern politischen Ursachen.“ Übrigens galt der Werkhof mit seinen Stallungen, Gärten und dem laufenden Brunnen für den schönsten Platz der ganzen kleinen Stadt.

Vor dem Riehentor rechter Hand befand sich der Ziegelhof, der dem jeweiligen Ziegler auf eine Anzahl Jahre verliehen wurde. Hier gossen auch die Glockengießer ihre Glocken, die damals noch nicht von auswärts bezogen werden mußten. In unmittelbarer Nachbarschaft des Ziegelhofes war ein Rebacker, der von dem Räte dem Vohnherrn zum Gebrauch angewiesen war.

„An der sogenannten Baar hinter dem Waisenhaus wurde in diesem Seculo zu oberst der kleinen Stadt am Rhein eine starke Brustwehr errichtet, allwo mit einem Fläschenzug die größten Quadersteine kommlich aus dem Schiff enthoben und auch auf die Wägen konnten gebracht werden. Allein seit Errichtung dieses Werkes wurde der Rhein je länger je mehr gegen der großen Stadt getrieben. Der sogenannte Eselweg, so von der Rheinbrück bis zu dem St. Albanloch dem Gestade der großen Stadt nach gieng und dessen sich noch viele Leute zu erinnern wissen, vergieng, und da die Salmenwag an der Pfalz von Gewalt des Wassers weggerissen worden, so vergieng auch die bei St. Alban ziemlich große Insel von Grien, die anno 1750 noch zu sehen war.“



Von der Stadtbefestigung, die im 17. Jahrhundert ansehnlich verstärkt worden war, weiß Wilhelm Linder nicht viel zu rühmen. Mehrere Male fielen einige Stücke der Stadtmauer in den Graben. Besonders bei dem Einlaufe und bei den Ausläufen des Teiches in der Nähe der Ziegmühle mußte die Mauer öfters ausgebessert werden. Im Jahre 1778 z. B. erfolgte ein größerer Einsturz bei der Klaramatte am Drahtzug, und das gleiche wiederholte sich im Jahre 1783. Gegen den Rhein hin trugen die Bürger mit und ohne obrigkeitliche Bewilligung die Mauer bis auf Brusthöhe ab und legten zwischen ihren Häusern und dem Mauerreste zu ihrer größern Ergößlichkeit kleine Gärten an, und das alles geschah, trotzdem man immer noch die Fiktion einer befestigten Stadt aufrecht erhielt, die unter Umständen eine Belagerung aushalten sollte.

Als Kuriosum führt Linder an, daß 1747 die Bewohner der Webergasse den Rat baten, er möge am Blästor eine Schlaguhr anbringen, da man wegen des Lärms der vielen Mühlen die entferntern Uhren nicht höre und so stets über die Zeit im Unklaren sei. Der Rat willfahrte sofort.

Oft war es auch die Rheinbrücke, die dem Bauamt schwere Sorgen und große Kosten verursachte. „1673 war der Rhein so groß, daß er über die Zinnen der kleinen Stadt luff und man auf der Rheinbrück mit einem Gäßelin Wasser schöpfte.“ Umgekehrt war 1690 der Wasserstand so tief, daß man das Käppelijoch mit einer Wasserstube umgeben und mit Quadersteinen untermauern konnte. Tag und Nacht wurde unter der Leitung des bekannten Lohnherrn Gantenschweiler gearbeitet, der übrigens auch beim Bau der Festungen Hüningen und Belfort an leitender Stelle beteiligt war. Laut Chronik wurde „1753 den Winter hindurch das erste steinerne Joch neben dem Käpelin gegen Kleinbasel mit großen Quadern frisch underfahren, und bekam der Brunnenmeister Lindenmeyer für seine glückliche



Direktion 1200 Pfd., Lohnherr Sarasin 50 Dukaten, der Werkmeister und Bauschreiber jeder 25 Dukaten.“

Aber schon 1758 mußte die gleiche Arbeit an den beiden nämlichen Jochen vorgenommen werden, da der Rhein, wie wir oben gesehen haben, seine Strömung stark veränderte. Im Jahre 1783 brachen unter einem Bartenheimer Weinfuhrwerk zwei Balken ein, der Wagen fiel ins Wasser, und das Bauamt hatte den Schaden zu tragen. Zwei Jahre später wurde die Brücke auf der Kleinbasler Seite etwas verbreitert und 1790 wurde sie zum ersten Mal mit einem vierspännigen Wasserfaß durch das Schellenwerk gesprüzt.

Auch den Straßen wurde im achtzehnten Jahrhundert dann und wann einige Aufmerksamkeit geschenkt. So erfahren wir zu dem Jahre 1753: „In diesem Sommer wurden die Straßen vom Bläpsthor bis an die marktgräflichen Grenzen nicht nur mit vielem Grien erhöht und über den Otterbach ein steinene Bruck erbaut, sondern auch zwischen St. Bläsy- und Riechenthor bis zur Sägen mit Kieselsteinen besetzt.“

Sogar eine förmliche Straßenkorrektion wurde 1780 durchgeführt, indem das Bauamt das hervorspringende Eckhaus Rebgasse-Riehentorstraße abtragen ließ, um den Verkehr zu erleichtern. Der Eigentümer des Hauses, der Schwarzfärber Müller, erhielt 1450 Pfd. als Entschädigung. Bei solchen Preisen waren Korrektionen noch durchzuführen.

D. Die Privathäuser.

Nicht nur über die öffentlichen Gebäude weiß uns Wilhelm Rinder gar manches zu berichten, nein, auch die sogenannten „Particular-Häuser“, soweit sie sich durch Größe, Ansehen ihrer Bewohner oder geschichtliche Bedeutung auszeichnen, haben sich einer eingehenden Besprechung zu erfreuen. Gerade aus diesen Aufzeichnungen erhellt manches über Kleinbasel und



seine damaligen Bewohner, was für den Liebhaber alter Geschichten von einigem Interesse sein dürfte.

Wir schließen uns der Führung Vinders an und beginnen bei dem Riehentor, wo damals ein großes neues Haus mit Scheune und Stallungen und einer hinter der halben Rebgaſſe ſich hinziehenden Hoffſtatt begründetes Aufſehen erregte. Es iſt dies das Haus Riehentorſtraße 31, jezt Herrn A. Bohny-Collin gehörig, der dem ſtattlichen Bau in pietätvoller Weiſe gerecht zu werden ſich beſtrebt. Um 1860 gehört es Herrn Zimmermeiſter Teſter-Gefler, 1834 Herrn Zimmermeiſter und Stadtrat Franz Gefler. Im 18. Jahrhundert war das Haus umgebaut worden und zwar durch Jakob Beſt, Meiſter zu Mezgern, der es von dem Gerber Johannes Fueß erworben hatte. Vinder glaubt, daß hier einmal ein Spital geſtanden haben müſſe, da er „in dem Garten Rudera von Todtenbäumen und menſchlichen Gerippen herfür gegraben“. Es iſt ſchwer zu ſagen, wie viel Richtiges an dieſer Angabe iſt. Mit im Zusammenhang ſteht wohl, daß das Nachbarhaus Riehentorſtraße 29 zum Klöſterlein genannt wird und die gegenüberliegende Wirtſchaft (Riehentorſtraße 30) zum Spitalack heißt. Es müßte ſich alſo um den Begräbnisplatz eines ehemaligen, jedenfalls geiſtlichen Spitals handeln. Allein weder Wackernagel in ſeiner Topographie Kleinbaſels noch auch das Urkundenbuch geben uns darüber Aufſchluß, es müßte denn jene örtliche Beſtimmung in cimiterio ulterioris Baſiloe, welche in einer Urkunde vom 13. Juli 1256 erſcheint, ſich auf unſre Lokalität beziehen. Zu Felix Platters Zeit war Eigentümer Joder Martin der Ziegler. 1771 verkaufte Meiſter Beſt, nachdem er ſchon früher den laufenden Brunnen um den Preis von 1000 R Thlr. an die Rhinerſche Indiennefabrik abgetreten hatte, die Liegenſchaft an den Seidenfärber Heinrich Paſſavant, Oberſtmeiſter im Rebhauſe.



An der Rebasse erwähnt unser Chronist das Haus zum grünen Adler mit Stallung und großem Garten, es ist dies die einst Siber-Loz'sche Liegenschaft Rebasse 21. Sie war früher im Besitze der Familie von Rotberg, 1700 kaufte sie Rechenrat Rosenburger, 1768 wurde unser Chronist Besitzer zum Preise von 1748 R Thlr., 1781 galt das Haus 2548 R Thlr. und 1788 2633 R Thlr. zu 3 Pfd.

Neben dem Hause zum grünen Adler befand sich eine alte dem Stadtsoldaten Bohner gehörige Spelunke. Diese kaufte 1766 Herr Lukas Paß der Steinmeg und nachherige Ratsherr zu Spinnwettern, er baute das Haus vollkommen neu auf und gab ihm jene hübsche Fassade, deren es sich heute noch erfreut. Es ist die heutzutage Herrn Fritz Strübin gehörige Liegenschaft Rebasse 19, die früher im Besitze des Ratsherrn Bernhard Socin und dann der Familie Speiser war. Im 18. Jahrhundert galt das Haus 9000 und 15 Vdrn. Um diesen Preis kam es 1775 an Johannes Zäslin „des Deputaten Sohn, einen Kapitalisten, der aber seine Zeit nur mit Spielen zubrachte.“ Zäslin ließ durch den Gartenkünstler Petersen den schönen Garten, an dessen Stelle jetzt zum Teil der Wettsteinhof steht, anlegen und zahlte dafür 1000 Pfd.

An der untern Rebasse tritt bis auf den heutigen Tag die Schetty'sche Liegenschaft in erster Linie hervor. Im Jahre 1860 gehörte das einstöckige stattliche Haus dem Herrn Clavel-Vinder und im Jahre 1834 wohnte daselbst Herr Hieronymus Fselin-Fatio, der Bruder des Dreikönigwirts Johann Ludwig Fselin, welcher letzterer nach Aufgabe des Geschäftes seinen Wohnsitz im Haus zur Tanne an der Greifengasse, jetzt Eisenhandlung Strahm, aufgeschlagen hatte. Über das Haus an der untern Rebasse erzählt Wilhelm Vinder wörtlich folgendes, was für die Geschichte des Vermögens in Basel nicht ohne Wert ist: „Weiter unden bey der Sternemühle ist die große, Herrn



Rudolf Ritter, Mitmeister zur Hären, gehörige Strumpffabrique, welche er seit 1760 neu erbauen und zu deren auch die Drahtzugmühle und die Walcke gehören. Es scheint dieser Platz recht bestimmt zu seyn, daß seine Bewohner zu großem Reichthum gelangen müssen. Dan die vorigen Besitzer, vier sage fünf Brüder Werthenman, des letzten Schafner im Clingenthal Söhne, welche von ihrem Vatter nur 3000 Pfd. auf den Kopf bekamen und mit ihrem Schwager, dem alten Leißler in Compagnie waren, brachten ihren Handel mit Wollenwaar, Leinwand und anderm in solchen Flor, daß sie von den reichsten Handelsleuthen der Schweiz wurden und under der Aufsicht des Bruder Franz eine eigene Weißbleiche in Langenthal hatten. Vier von diesen Werthenman, nämlich der Ratsherr, Franz, und der Gerber samt ihrer Schwester starben unverheyrathet und überließen ihr groß Gut dem Bruder Peter beim Silberberg und des andern Bruder seelig Kinder auf dem Stäglin hinder Münster.

Des jetzigen Besizers (Rudolf Ritter) Vatter war eines Mehgers Sohn und triebe noch im fünfzehnten Jahr seines Schwagers Friderich Keller des Sechser zu Mehgern, Schaaf ohne Strumpf zur Wayde. Bei Lukas Zählin in der Äschenvorstadt erlernte er die Strumpffabrique, nahm darauf eine hausliche Frau, Herrn Burckhardt selig Wittib, Tochter Obristmeister Peter Wöttigers, vergrößerte sein Gewärb, zog die Woll- und Farbwaar aus der ersten Hand, und lockte bald durch Freundlichkeit und ehrlich Betragen die meisten Käufer sowohl der fabrizierten als rohen Wollen an sich, kam darauf ans Gericht, ward Mitmeister zum Greifen, Deputierter bey der Michelfelder Commission, und da seine fleißige Frau anno 1777 starb, so gab er seinen zwei Burckhardt'schen Stieffkindern für den dritten Theil seines Vermögens 110,000 Pfd. heraus. Diesem gemeinen und feldverständigen unermüdeten Mann haben die



drey E. Gesellschaften der mindern Stadt den reichen Ertrag ihrer Allmendgüther und die hohe Obrigkeit die nützliche Verbesserung des großen Michelfelder Gutes zu verdanken. Vor wenig Jahren hat sein einiger Sohn nahe bei Horburg an der mittlern Straß, so zu der Wiesenbruck führt, auf seinen eigenen Gütern ein großes Lehenhaus, Scheuer und Stallung erbauen“.

Noch ein zweites Haus an der untern Rebgaße mußte die Aufmerksamkeit jedes Topographen auf sich lenken, da es durch Größe und Benennung sich auszeichnete, es ist dies der Hof des Klosters St. Blasien, der dem angebauten ehemaligen Stadttor den Namen verliehen hat. Scheune, Stallung und Fruchtlager befanden sich dem Wohnungsgebäude gegenüber auf der rechten Seite der Straße. Wilhelm Linder beruft sich auf Angaben des Professors Spreng, „welche ihm von eines hochwerten Gönners Hand aus dem fürstlichen Kloster St. Blasi darüber erteilt worden ist.“ Vielleicht ist der hochwerte Gönner kein Geringerer als Abt Martin Gerbert selbst gewesen, der bekanntlich mit einer Menge gelehrter Leute in regem Briefwechsel stand, oder man könnte an den Historiker des Hauses Österreich, den Pater Marquard Herrgott, den Verfasser der *Genealogia diplomatica augustae gentis Habsburgicae* denken. In dieser Spreng'schen Darstellung wird der Klosterbesitz St. Blasiens im Kleinbasel auf Schenkungen dreier Bürger zurückgeführt. Auch jener Walcho von Waldeck, der 1113 all seine Güter, darunter auch solche zu Riehen und zu obern Basel der Kirche vermachte, gehört zu den Basler Wohltätern des Klosters. Sein Wappen war zu Linders Zeit noch „im Höflin, da man ab und auf das Pferd zu steigen pflegt“, zu sehen. So entstand ein sanblasianischer Güterkomplex in und um Basel, dessen Verwaltung seit 1256 in den heute noch so benannten Bläsihof verlegt wurde. Das Kloster bezahlte einen Jahreszins für sein Bürgerrecht und erfreute sich dagegen der



Steuer- und Wachsfreiheit. Bekanntlich hat der Abt auch zum Bau der Rheinbrücke 1226 beige-steuert. Die Ummauerung Kleinbasels um 1270 kam auch dem Klosterhof zu Gute. Hier verwalteten nun bis 1526 Pröpste die Güter St. Blasians. Infolge der Reformation zogen sie nach Weil und blieben daselbst bis 1537. Damals erneuerte Abt Gallus das Bürgerrecht mit Bürgermeister Jakob Meyer zum Hirschen und dem Rat der Stadt. Von da an residierten weltliche Amtleute, die Bürger der Stadt und reformierten Glaubens sein mußten, in dem Hof. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts kam es zu Streitigkeiten, da der Abt einen Weinbert Egs, einen katholischen Nichtbürger, eingesetzt hatte. Seit 1650 befand sich die einträgliche Stelle fast ununterbrochen in den Händen eines Fäsch. 1749 wurde Amtmann Johann Jakob Fäsch Rats Herr zu Schmieden und mußte in Folge davon, da kein Rats Herr einem fremden Fürsten verpflichtet sein durfte, „die Schaffnei aufschwören.“ Sein ältester Sohn war noch zu jung, um das Amt zu übernehmen, so daß für sechs Jahre dessen mütterlicher Oheim, Gerichtsherr Passavant, in die Lücke treten mußte. „Nachher überließ der ältere Fäsch seinem jüngeren Bruder die Schafney, um ihm zu einer reichen Heirat zu verhelfen, und der mußte auch die Gerichtsherrstell aufgeben.“ Amtmann Johann Rudolf Fäsch, der 1773 auf diese Weise seinem Bruder Konrad im Bläslihof nachfolgte, war in erster Linie mit Judith Stähelin, in zweiter mit Judith Münch verheiratet. Er starb 1788. Das Ämterbuch berichtet dazu, „ward der Wittwe, bis der Sohn erwachsen und zur Verwaltung fähig, überlassen, sie versah die Stelle bis zur Revolution, und da sie in der Rechnung nicht bestanden und einen liederlichen Schreiber hatte, entfernte sie sich aus der Stadt, da dann mit ihr diese Amtmannschaft ein End nahm.“

1808 verkaufte die Großherzogliche Regierung den Bläslihof an den Bierbrauer Hieronymus Bulacher. In den zwanziger



Jahren waren Griechenkinder daselbst einquartiert, bald darauf kam das Gebäude an die Familie Oswald, welche die jetzt hier noch bestehende Färberei einrichtete.

Ein Gebäude, das auch heute noch trotz mancher Veränderung eine gewisse Beachtung verdient, befindet sich an der Ecke der Rebgasse und der Riehentorstraße, jetzt Riehentorstraße 21. Es wurde 1778 als Doppelhaus von dem Rats Herrn Lukas Paß an Stelle zweier alter Wohnungen errichtet für seine Söhne Emanuel den Steinmeken und Peter Paß den Bäcker. Der nämliche Lukas Paß, wie es scheint, ein unternehmender Baumeister, baute auch ein größeres Haus am Lindenbergr um, das ihm die Gebrüder Beck, die in Lyon als Gerber ihr Glück gemacht hatten, um 8000 Pfd. abkauften.

An der Utengasse sind es der Badenhof, der Silberberg und der Gaishof, welche Linder hervorhebt. Ersterer ging im Jahre 1780, nachdem er etwa achtzig Jahre im Besitze der Freiherren von Baden zu Viel gewesen war, wie schon früher erwähnt wurde, durch Kauf an den Bleicher Ludwig Iselin, den Vater des Dreifönigwirts über. Der Kaufpreis betrug 650 neue Louisdor.

Vom Silberberg, der bis zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts eine bekannte Herberge gewesen war, berichtet Linder folgendes: „Der Silberberg am Eck des Schafgäßleins mit schönem Garten, laufendem Brunnen und zwei Scheuren und Stallungen wurde von einem Ratsherr Fäsch erbaut. Anno 1714 kaufte solchen Herr Peter Werthenman der Rechenrath, Obristmeister zum Greiffen, seiner Zeit der reichste hiesige Partikular, ein großer Gutthäter der Armen und frommer Mann, Herr zu Wildenstein, Urxhof und Grütsch. Auf sein und seiner Frauen Tod übernahm dies Haus sein ältester Sohn Johannes, noch ledig, und da auch dieser starb, so übernahm solches Herrn Ludwig Mizen sel. Wittib, des obigen Peter Großtochter in der



Erbschaft um 20,000 Pfd.; zog aber nach einigen Jahren auf's Land nach Frenkendorf und überließ dem abgezogenen Beständer vom Klingenthal, Herrn J. Jacob Miville, Mitmeister des Rebhaus, und seinem Sohn Achilles umb ihren Kauffschilling den Silberberg, welche die schönste Seidenfarb da anlegten.“ 1817 kaufte Rudolf Ritter den Silberberg und 1861 verkaufte ihn Frau Schmid-Ritter an das Armenkollegium.

In der Nähe des Silberbergs befindet sich der Gaishof, Utengasse 5, der etwa hundert Jahre lang der Familie von Bärenfels zu Grenzach gehörte. Hannibal von Bärenfels, „ein Rittmeister in französischen Diensten, verkaufte den Gaishof Herrn Heinrich Zäslin, Meister zu Safran und Deputat. Diese Bärenfelse kamen so herunder, daß hiesige Stadt einem deren Fräulein wochentlich einen Neuthaler Steuer zahlt.“ Mit dieser Bemerkung ist die lutherische Grenzacher Linie der Bärenfelse, nicht aber die reformierte Linie gemeint, der die Dörfer Hegenheim und Burgfelden sowie der Hof zu St. Martin gehörten.

Recht interessant ist auch, was Linder über die jetzt dem Staat gehörige Burgvogtei erzählt. „Burgvogtei, ein altes großes Haus, Hof, Scheuer und Stallung an der Rebgäß so die ganze Länge des Schafgähleins bis an die Utengäß gehet. Gehöret dem Herrn Markgrafen zu Baden und Hochberg, dienet jetzt zu nichts anders als zu Witwensitzen zweier verstorbenen fürstlichen Räten. In ältern Zeiten, wann das Reich mit Frankreich in einen Krieg verwicklet, wie in dem dreißigjährigen, in dem pfälzischen, in dem spanischen Successions- und in den polnischen anno 1733 ware dieses Haus und der markgräfische Hof der sicherste Zufluchtsort für den ganzen Hofstaat und die Beamten, ja für das ganze Markgrafenland. Da haben sie in Sicherheit Zuschauer abgeben, wie bald da bald dort ihre Schlösser und Dörfer mit Feuer angesteckt und die feindlichen Marodeurs die besten hausrätlichen Sachen der Untertanen nach dem Lager



schleppten. Aber seitdem sich die zwei mächtigen Monarchen Bourbon und Lothringen vereinbart und noch darzu die Protestanten zu dulden oder vielmehr zu entzweien vorgenommen, so scheint nicht sobald ein Reichskrieg wider Frankreich zu entstehen. Aber nun müssen kleinere als diese desto sorgfältiger auf ihrer Hut stehen und nicht zugeben, daß Verschwendung und Pracht jene Großen nach Ihnen lüstern macht. Was das verzweifelte, Niemand will einsehen, daß die Weiber nun aller Orten das Regiment führen und mit ihrem anerborenen Unsinn die Männer nach der täglichen Veränderung leiten. Obbeschriebenes großes Gebäud mit seiner Zugehörd, welches markgräfischerseits ziemlich vernachlässiget wird, ist in der kleinen Stadt unstreitig die schönste Gelegenheit, eine geraume Wohnung mit großem Garten und allem zu einer Fabrikation dienlichem anzulegen, und wurde wegen seiner gesunden Lag und bürgerlichem gemeinen Umgang niemand, der es einmal kennt, missfallen.“ Dieser Wunsch des Chronisten ist im Jahre 1798 in Erfüllung gegangen, indem der Eisenhändler Leonhard Paravicini die Liegenschaft erwarb und ihr, dem Zuge der Revolutionszeit folgend, den Namen „zu den 13 Kantonen“ beilegte. 1845 kam die Burgvogtei in den Besiß des Bierbrauers Landolt, wechselte sodann mehrere Male den Eigentümer, bis sie 1904 Staatseigentum wurde.

Die Erwähnung des Hatstätterhofes, des jetzigen katholischen Pfarrhofes, gibt Wilhelm Linder Veranlassung, sich über den einstigen Besißer Klaus von Hatstatt, der 1585 hier starb, und über dessen Erbschaft ausführlich zu verbreiten. Wir erfahren, wie dieser im Elsaß reich begüterte Edelmann, der die Stelle eines Obersten in spanischen Diensten bekleidet hatte, 1573 sich in Basel niederließ, das Bürgerrecht erlangte, in der Stadt den später nach ihm benannten Hof und vor den Toren das Schloßgut Binningen an sich brachte. Sein Testament, zu dessen



Vollstreckung Oberstzunftmeister Bernhard Brand, Ulrich Diebold von Schauenburg und Hans Keller, Landvogt auf Homburg bestimmt waren, setzte die Stadt Basel teilweise zum Erben des Vermögens ein. Die Liquidation war keine leichte Sache, da mehrere außereheliche Söhne vorhanden waren, und da auch die verwickelten Lebensverhältnisse nur mit großer Mühe in Ordnung gebracht werden konnten. Basel fielen neben einer Reihe von Zinsen und Gefällen auch der Hof in der kleinen Stadt und die Lehen im Elsaß zu. Über die weitem Schicksale des Hofes erfahren wir bei Linder folgendes: „Dieser vorangezogene große Hof ist schon im vorigen Saeculo von den Burchardten besessen worden. Nach Herrn Deputaten Tod fiel er auf Herrn Balthasar den Ratschreiber, welcher auf seinem Schloßgut in Pratteln anno 1755 gestorben und begraben worden, dessen Wittib und Kinder nachher das große Pratteler Gut dafiger Gemeind verkauft, welche solches unter sich aufgerufen und zerstückelten. Den Hatstätter Hof übernahm sein Bruder Andreas, Meister zu Gartnern, und als auch dieser anno 1777 mit Tod abgieng, so verkauften es seine vielen Erben Herrn Jakob Iselin, Mitmeister zur Härn, und Güterfuhrmann nach Zürich und Luzern, dem 1782 auf seines Schwagers Emanuel Müllers Tod die andern zwei Drittel des nähern großen Klybeckgutes zufielen, welches er aber unter seinen Sohn und Tochtermann Achilles Miville gegen 120 Louisdor gegen jährlichen Zins verteilte.“ Der Hatstätter Hof blieb noch etwa fünfzig Jahre im Besitz der Familie Miville, und gelangte schließlich nach mehreren Teilungen und Teilverkäufen in das Eigentum der katholischen Gemeinde.

An der Rheingasse werden von dem Chronisten noch die drei Rildmannischen Häuser erwähnt (Rheingasse 5, 7, 9), die von den Rittern Ludwig und Hans Rildmann testamentarisch der Stadt als Herberge und Spital für arme Pilger vermacht



wurden. Der jüngere der beiden Stifter starb 1521. Die fromme Stiftung war aber nicht von langer Dauer, indem nach Einführung der Reformation deren Vermögen der elenden Herberge und andern wohltätigen Anstalten zugeteilt wurde. Die drei Häuser gelangten wieder in Privatbesitz. Vinder schreibt darüber: „Die drei an der Rheingäß gegen St. Niklauskapellen hinüber gelegene Behausungen, welche bei jeder Etage mit einem steinernen Gesims gleichlaufen, sind die vormals von den Kilchmannen zur Herberg bestimmten Häuser. Und nun wird das erste ein Beckenhaus zum weißen Rößlin von einem Wohnlin bewohnt, das zweite, daraus ein laufender Brunnen in ein vor Riechentor liegend Gut verkauft worden, gehört Herr Theodor Schar dem Hosenliesmer oder Strumpffabrikant und das dritte Herr Heinrich Gernler dem Beck, Stadtmajor, zu welchen dreien auch das Wirtshaus zum roten Löwen an der Greifengäß den Kilchmannen auch gehörte.“

Den Schluß der von Vinder erwähnten Privathäuser bildet das an der Rheinbrücke gelegene, vor wenigen Jahren abgetragene Waldeck. Es war der Stammsitz der Familie Wentz, die 1640 von Riehen nach Basel gekommen war. „Das vorstehende Haus Waldeck hat unstreitig die schönste Aussicht in Kleinbasel, und sein Besitzer, den man sonst nur den Ledermartin benennt, mag wohl der reichste Bürger in Kleinbasel sein.“

Endlich werden noch die vier Gasthöfe Kleinbasels aufgezählt, „als der Ochsen mit laufendem Brunnen hat schöne Stallung und dient mehrenteils den Niederländern. Er gehörte Herr Sebastian Keller, Mitmeister des Rebhaus, und auf dessen Absterben 1774 bekam solchen dessen Tochtermann Herr Rudolf Steiger, Mitmeister zum Greifen und des Gescheids.“ Rudolf Steiger, der in zweiter Ehe eine Charlotte Antoinette Burckhardt zur Frau hatte, starb 1819. Der Ochsen ging in den

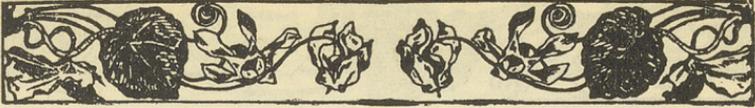


Besitz der Familie Hauser über, später in denjenigen der Familie Glück und hat seitdem mehrere Male den Besitzer gewechselt.

„Das Rothe Löwenwirthshaus an der Greifengäß hat jehziger Zeit die meiste Gastung und alle Schweizerfuhren. Sein Besitzer Niklaus Bulacher, Obristmeister des Rebhaus, verkaufte solches an Konrad Hauser, des Kronenwirts Sohn, der mit der Religion sein Gespött trieb.“ Hauser wurde von einer schmerzlichen Halskrankheit „zu einem erschrecklichen Exempel“ heimgesucht, verkaufte 1770 den rothen Löwen an Lukas Anone für 6000 fl., „der kame zu vieler Gastung und wurde nachwärts Sechser zu Schiffleuten.“ Anone starb 1781. Als weitere Wirthe des Rothen Löwen begegnen uns noch 1798 Johannes Mechel, 1811 Daniel Kaspar Hauser, 1834 Johann Ludwig Schwörer, 1845 Rudolf Bienz und Johannes Deschger.

„Das Weiße Kreuz an der Rheingäß neben der Hären ist kleinen Krämern, Handwerksburschen, Strolchen und Beckenknechten ihr gewöhnlicher Aufenthalt. Es gehöret seit altem dem Geschlecht Ewig, und da der letztere jung mit Tod abgieng und kleine Kinder hinterließ, so nahm die Wittib Jakob Bienz den Mezger und verwaltete die Wirthschaft bis zur Mehrjährigkeit ihres Knaben J. Jakob Ewig, welcher 1780 Anna Margaretha David zur Ehe nahm und diese Wirthschaft antrat. Bienz der Stiefvater kaufte indessen das Haus zum Böler gegenüber (Rheingäß 15) und vertrieb seine Zeit durch Wein auschenken durch seine alten Kunden.“ Im Nummernbuch von 1834 erscheint als Kreuzwirt Karl Willin, in demjenigen von 1860 Andreas Pfister.

„Der schwarze Bär gegen dem weißen Kreuz hinüber war eine schon lang abgegangene Wirthschaft; Anfang des Jahres 1700 wohnte daselbst Freuler der Spezierer, hernach dessen Sohn J. U. O. welcher sich durch Advocieren und Herausgabe des juridischen „Sintemahls“ einen Namen unter den schlechten



Advokaten erworben. Er starb aber jung und der jetzige Stubenknecht zur Hären, Franz Freuler, ist sein Sohn. Auf diese kaufte Herr J. Jakob Iselin, der Zürcher- und Luzerner-Güterfuhrmann, dieses doppelte Genist und geduldete sich lang daselbst, bis 1777 er Gelegenheit fand, den großen Hatstätter Hof oben an der Rheingäß zu kaufen. Da nun Iselin keine Hoffnung vorsah, des schwarzen Bär loszuwerden, so verliehe er solchen Frey dem bisherigen Schlüsselwirth in Wallenburg, ließ einen zu Rheinfelden in Holz geschnitzten Bär als Schild herausstellen und erneuerte also sein veraltetes Wirtschaftsrecht. Da aber andere Wirth sich dessen erklagten, so kam es zur Untersuchung und an den Tag, daß bei jeweiligem Kauf eines Tavernenrechts meinen Gnädigen Herren 100 fl. dafür gebührte, welche Iselin zahlte, wordurch auch andere, denen man aus Unwissenheit oder Gunst bis anhero nichts abgefordert, diese Gebühr nachtragen mußten, Frey wurde nachwärts Stubenknecht zu Rebleuten und Ewig kaufte den Bär wegen den Stallungen zum weißen Kreuz.“

Zum Schlusse gibt Linder in seiner Chronik noch einige Angaben statistischer und wirtschaftlicher Natur. So erfahren wir, daß in Kleinbasel fünf Meßgerbänke vom Kleinen Rat zu Lehen gegeben wurden, „doch ist ein Banß allhier fast so viel wert als drei in Großbasel, weil sie mehr meßgen dürfen und im Spatzjahr die Neuhausmatte ehnet der Wiesenbruck ihrem Viech zur Herbstweid angewiesen ist.“

Auch über die weitem Gewerbe gibt Linder einige nicht wertlose Angaben. So sagt er uns, daß damals es in Basel fünfzehn Gerbermeister, die ihren Beruf ausübten, gegeben hat. Von diesen hatten neun in Kleinbasel ihre Gerberei, sechs wohnten auch daselbst nämlich Niklaus Merian, Samuel Gexler, Heinrich Wenß, Daniel Brand, Jakob Salathe und Martin Wenß.



Von den Seidenfärbern berichtet die Chronik folgendes: „Seidenfärber sind jetzt im kleinen Basel nur viere als Herr Achilles Miville Mitmeister zum Greiffen, Herr Balzer Heusler auch Mitmeister allda, Herr Leonhard Vog Mitmeister des Rebhaus und Brändlin. Ob nun in vorigen Zeiten gar viel mehrere Meister dieses Handwerk allhier trieben, so ist doch ganz zuverlässig, daß diese wenigen mehr als noch so viel färben. Die Lage der kleinen Stadt und dero taugliches Wiesenwasser zwingt auch die Färber der großen Stadt, daß sie ihren Saflor nirgend als allhier treten und reinigen lassen können.“

Man sieht aus dieser Bemerkung Linders, daß schon im achtzehnten Jahrhundert der Großbetrieb immer mehr um sich griff und das Gewerbe zu größerer Blüte brachte. Die wenigen aber besser eingerichteten Geschäfte leisteten entschieden mehr als die vielen kleinen, die früher bestanden hatten. Das Gleiche war auch bei den Gerbern der Fall.

Charakteristisch ist folgendes Urteil, das Linder über die zünftigen Handwerker im Allgemeinen abgibt, nachdem er noch erwähnt hat, daß in Kleinbasel fünfundzwanzig Bäckermeister ihr Handwerk ausüben, allein wegen mangelnder Arbeit sich vielfach mit Rebbau und Weinschenken abgeben. Linder schreibt: „Alle andern Handwerker, an den kein Mangel ist, kommen in keine große Achtung, und die Fischer und Schifflcut, welche vormals meist die kleine Stadt bewohnten, können jetzt selten die behörige Anzahl ihrer Vorgesetzten aufreiben. Und was das Unerhörteste, da in der ganzen Christenheit denen Gelehrten mit aller schuldigen Achtung begegnet wird, so sind solche hier in dem politischen Stand ausgeschlossen, oder müssen sich hier dem ungewissen Loos bei den Beförderungen unterwerfen, wohingegen Fischer, Schifflcut und Kürsner mit dem fünfundzwanzigsten Jahr ihr Patricieralter erreichen ohne andere Formalität den großen Rat zieren, und gar oft der Dümme unter ihnen in den kleinen



Rat kommt und geborener Richter über unser Leben, Hab und Gut wird. Und mit diesem recht seltsamen Regierungssystem macht sich Basel bei Vernünftigen verächtlicher als mit den Schlaguhren.“

Noch wäre das Eine und das Andere aus der Linder'schen Chronik anzuführen. Auch über die einzelnen Bürger erfahren wir da manches, was die alten Kleinbasler kennzeichnet und nicht ohne etwelches Interesse auch für die heutige Zeit ist. Diese Dinge können vielleicht später einmal zur Besprechung kommen.

Wir schließen unsre Wanderung durch die kleine Stadt, deren Bevölkerung der Chronist für 1776 auf 3231 Seelen angibt, indem wir uns wohl bewußt sind, kein erschöpfendes Bild des alten Kleinbasels gezeichnet zu haben, dazu ist auch das Linder'sche Material zu ungleich und zu lückenhaft; allein wir hoffen doch, der geneigte Liebhaber alter Geschichten, der diese unsre Angaben etwa in Verbindung mit der topographischen Arbeit Wackernagels im Festbuch von 1892 sich näher ansieht, wird, wenn er ein Kleinbasler ist, mit einem gewissen Stolz, und wenn er ein Großbasler ist, nicht ohne einen gewissen Respekt das mindere Basel zu betrachten verstehen.

